
2.1 Das literalisierte Denken und die orale Vergangenheit

In den letzten Jahrzehnten ist sich die gelehrte Welt des oralen Charakters der Sprache sowie einiger wichtiger Implikationen der Unterschiede zwischen Oralität und Schreiben neu bewusst geworden. Anthropologen, Soziologen und Psychologen verfertigten Feldstudien in oralen Gesellschaften. Kulturhistoriker vertieften sich immer mehr in die Prähistorie, d. h. in menschliches Dasein vor der Zeit, als die Schrift exakte Auszeichnungen ermöglichte. Ferdinand de Saussure (1857-1913), der Vater der modernen Linguistik, lenkte die Aufmerksamkeit sowohl auf den Vorrang der oralen Rede, die die verbale Kommunikation stützt, als auch auf die sogar unter Wissenschaftlern sich behauptende Tendenz, die Schrift für die Basis der Sprache zu erachten. Die Schrift, sagte er, impliziere gleichermaßen Nutzen, Mängel und Gefahren (1959, S. 23-24). Dennoch hielt er die Schrift für eine Art Ergänzung der oralen Rede und nicht für einen Veränderer der Verbalisation (Saussure 1959, S. 23-24).

Seit Saussure hat die Linguistik sehr komplexe Studien zur Phonemik hervorgebracht, zur Frage also, wie Sprache in Klang verwandelt wird. Saussures Zeitgenosse, der Engländer Henry Sweet (1845-1912), betonte schon früh, dass sich Wörter nicht aus Buchstaben, sondern aus funktionellen Klangeinheiten oder Phonemen zusammensetzen. Doch bei all ihrem Interesse für den Klang des Sprechens haben moderne linguistische Schulen bis in die jüngste Zeit, wenn überhaupt, so doch nur beiläufig beachtet, in welcher Weise sich die Oralität von Kulturen, die unberührt von Literalität sind, von dieser Literalität unterscheidet (Sampson 1980). Strukturalisten haben orale Traditionen detailliert untersucht, meist jedoch ohne sie explizit mit geschriebenen Werken zu vergleichen (Maranda und Maranda 1971). Über die Unterschiede zwischen geschriebener und gesprochener Sprache gibt es eine Menge Literatur, die die geschriebene und gesprochene Sprache von Personen untersucht, die lesen und schreiben können (Gumperz et al. 1983). Diese

Unterschiede beschäftigten die vorliegende Studie nicht zentral. Die hier vor allem behandelte Oralität ist die primäre Oralität, diejenige von Personen, welche das Schreiben überhaupt nicht kennen.

In jüngster Zeit jedoch vergleicht die angewandte Linguistik und Soziolinguistik zunehmend die Dynamik der primären oralen sowie der geschriebenen Verbalisation. Jack Goodys jüngstes Buch, *The Domestication of the Savage Mind* (1977), und seine frühere Sammlung eigener und fremder Arbeiten, *Literacy in Traditional Societies* (1968, dt. 1981), enthalten für die Forschung unschätzbar wichtige Beschreibungen und Analysen über die Veränderungen der geistigen und sozialen Strukturen im Verlauf der Geschichte der Schrift. Früh liefern Chaytor (1945), später Ong (1958b, 1967b), McLuhan (1962), Haugen (1966), Chafe (1982), Tannen (1980a) und andere weitere linguistische und kulturelle Daten und Analysen. Foleys souveräner und konzentrierter Überblick (1980b) beinhaltet eine ausführliche Bibliographie.

Nicht in beschreibenden oder kulturwissenschaftlichen linguistischen Arbeiten vollzog sich die stärkste Hinwendung zum Kontrast zwischen oralen Formen des Denkens und Ausdrucks einerseits und schriftlichen Formen andererseits, sondern in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen. Es begann mit Milman Parrys (1902-35) Arbeit über den Text der Ilias und der Odyssee, die nach Parrys frühem Tod von Albert B. Lord vollendet und durch die späteren Arbeiten von Eric A. Havelock und anderen ergänzt wurde. Publikationen der angewandten Linguistik und Soziolinguistik, die sich mit dem Spannungsverhältnis zwischen Oralität und Literalität befassen, ob theoretisch oder in einer Feldstudie, zitieren im Allgemeinen diese oder verwandte Studien (Parry 1971; Lord 1960; Havelock 1963; McLuhan 1962; Okpewho 1979; etc.).

Bevor wir Parrys Entdeckungen im Einzelnen betrachten, ist es ratsam, dem Folgenden durch die Frage einen Rahmen zu setzen, warum die Forschung den oralen Charakter der Sprache erst wieder entdecken musste. Es scheint doch unbezweifelbar, dass Sprache ein orales Phänomen ist. Menschliche Wesen kommunizieren auf zahllosen Wegen, indem sie ihre Sinne gebrauchen, tasten, schmecken, riechen und vor allem sehen und hören (Ong 1967b, S. 1-9). Auch nonorale Kommunikation kann reich an Möglichkeiten sein – so zum Beispiel die Gestik. Im engeren Sinne Sprache, artikulierter Klang, bedeutet aber mehr. Nicht nur die Kommunikation, sondern auch das Denken selbst ist in besonderer Weise auf den Klang bezogen. Wir alle kennen die Behauptung, dass ein Bild tausend Worte aufwiegt. Wenn jedoch diese Feststellung richtig ist, warum muss sie sich selbst in Worte fassen? Weil nämlich nur unter bestimmten Voraussetzungen ein Bild tausend Worte aufwiegt – Voraussetzungen, die im Allgemeinen auch einen Wort-Zusammenhang einschließen, in den das Bild gesetzt ist.

Alle menschlichen Wesen besitzen eine Sprache, die ursprünglich immer als gesprochene und gehörte existierte und in der Welt des Klanges angesiedelt ist (Siertsema 1955). Trotz der Vielfalt ihrer gestischen Zeichen sind entwickelte Zeichensprachen Ersatzsysteme für das Sprechen und von oralen Sprechsystemen abhängig, sogar bei angeborener Taubheit (Kroeber 1972; Mallery 1972; Stokoe 1972). In der Tat ist Sprache so vorherrschend oral, dass nur rund 106 der vielen tausend – vielleicht zehntausend – Sprachen, die die Menschheitsgeschichte hervorbrachte, in einer Weise das Schreiben beherrschten, die die Entwicklung einer Literatur ermöglichte. Die meisten Sprachen sind nie geschrieben worden. Von den gegenwärtig rund 3.000 gesprochenen Sprachen besitzen nur ungefähr 78 eine Literatur (Edmonson 1971, S. 322-323). Noch besteht keine Möglichkeit abzuschätzen, wie viele Sprachen verschwanden oder in anderen Sprachen aufgingen, bevor die Schrift entstand. Bis heute sind Hunderte von aktiv gebrauchten Sprachen nie geschrieben worden, denn niemand hat einen praktikablen Weg gefunden, wie man sie schreiben könnte. Die grundlegende Oralität der Sprache dauert fort.

Wir beschäftigen uns hier nicht mit sogenannten Computer,sprachen‘, die menschlichen Sprachen (Englisch, Deutsch, Mandarin-Chinesisch, Sanskrit usw.) in gewisser Weise gleichen, aber von menschlichen Sprachen sich dadurch unterscheiden, dass sie nicht aus dem Unbewussten, sondern direkt aus der Bewusstheit entspringen. Die Regeln der Computersprachen („Grammatik“) werden zuerst gesetzt und danach angewandt. Die grammatischen „Regeln“ in natürlichen menschlichen Sprachen werden zunächst angewandt und können nur schwierig und niemals vollständig vom Gebrauch abstrahiert und explizit in Worte gefasst werden.

Das Schreiben, das Räumlichwerden des Wortes, vergrößert die Möglichkeiten der Sprache fast unermesslich, strukturiert das Denken neu und überführt während seiner Entwicklung eine gewisse Anzahl von Dialekten in „Grapholekte“ (Haugen 1966; Hirsch 1977, S. 43-48). Ein Grapholekt ist eine jenseits der Dialekte angesiedelte Sprache, die durch eine tiefe Verpflichtung zum Schreiben entsteht. Das Schreiben verleiht einem Grapholekt eine Kraft, die diejenige eines rein oralen Dialektes weit übertrifft. Das als Standard-Englisch bekannt Grapholekt umfasst mindestens eineinhalb Millionen verzeichnete Wörter, von denen nicht nur die gegenwärtige Bedeutung, sondern auch mehrere Hunderttausend vergangene Bedeutungen bekannt sind. Ein nur oraler Dialekt wird im Allgemeinen Ressourcen von nur einigen tausend Wörtern besitzen, und seine Benutzer haben im Grunde genommen keine Kenntnis von der wirklichen semantischen Geschichte irgendeines dieser Wörter.

In all den wunderbaren Welten, die die Schrift uns öffnet, lebt jedoch das gesprochene Wort weiter. Geschriebene Texte müssen stets in irgendeiner Weise direkt

oder indirekt auf die Welt des Klanges, des natürlichen Gewandes der Sprache, bezogen werden, um ihre Bedeutung zu erschließen.

Einen Text zu ‚lesen‘ bedeutet, ihn in Laute zu verwandeln, real oder in der Vorstellung, durch langsames Silbe-für-Silbe-Lesen oder durch schnelles Lesen, wie dies für hochtechnisierte Kulturen gilt. Niemals kann Schreiben auf die Oralität verzichten. Um einen Terminus aufzugreifen, den Jurij Lotman (1977, S. 21, 48-61; vgl. auch Champagne 1977-78) in etwas anderer Absicht verwandte, können wir das Schreiben als ein sekundär formendes System bezeichnen, welches von einem älteren primären System der gesprochenen Sprache abhängt. Der mündliche Ausdruck kann ohne das Schreiben existieren (und ist meist ohne es ausgekommen), aber das Schreiben niemals ohne Oralität.

Ungeachtet jedoch der oralen Wurzeln aller Verbalisierung schreckte das wissenschaftliche und literarische Studium von Sprache und Literatur jahrhundertlang und noch bis vor wenigen Jahren vor der Oralität zurück. So entschieden heischten Texte nach Aufmerksamkeit, dass orale Schöpfungen im Allgemeinen nur als Varianten schriftlicher Produkte verstanden oder sogar von der Wissenschaft als nicht beachtenswert eingestuft wurden. Es ist nicht lange her, dass wir begannen, uns solcher Ignoranz zu erwehren (Finnegan 1977, S. 1-7).

Sprachstudien konzentrierten sich bis in die jüngste Zeit hinein auf geschriebene Texte und übergingen die Oralität aus einem naheliegenden Grund: Studium und Schreiben gehören eng zusammen. Alles Denken, sogar jenes in ursprünglichen oralen Kulturen, ist in gewissem Maße analytisch: Es zerlegt sein Material in verschiedene Komponenten. Aber abstrakt folgerndes, klassifizierendes, erklärendes Prüfen von Phänomenen oder anerkannten Wahrheiten ist ohne das Schreiben und das Lesen nicht möglich. Menschliche Wesen in primären oralen Kulturen, die nie mit dem Schreiben in irgendeiner Form in Berührung kamen, lernen sehr viel, besitzen und praktizieren große Weisheit, jedoch sie ‚studieren‘ niemals.

Sie lernen in Lehrzeiten – zum Beispiel jagen sie mit erfahrenen Jägern –, sie lernen als ‚Jünger‘, was einer Lehre gleicht, sie lauschen und wiederholen das Gehörte, sie beherzigen Sprichwörter, lernen, sie zu kombinieren und neu zu verknüpfen, sie eignen sich anderes formelhaftes Sprachmaterial an, sie haben Teil an einer Art von kollektiver Erinnerung. Aber Studieren im engeren Sinne kennen sie nicht.

Wenn durch die Aneignung des Schreibens das Studieren im engeren Sinne, also als ausgedehntes logisch-analytisches Arbeiten, möglich geworden ist, dann studieren die Literalisierten oft sogleich die Sprache und ihren Gebrauch. Sprache ist von unserem Bewusstsein nicht zu trennen. Sie faszinierte die Menschen und forderte das forschende Interesse schon auf einer frühen Stufe der Bewusstseinsbildung heraus, lange bevor die Schrift entstand. Sprichwörter aus der ganzen Welt sind reich an Beobachtungen über dieses überwältigende menschliche Phänomen

der Sprache in ihrer ursprünglichen oralen Form, ihrer Kraft, ihrer Schönheit, ihrer Gefahren. Die Faszination des oralen Sprechens hielt noch Jahrtausende nach Ausbreitung der Schrift unvermindert an.

Im Westen, im alten Griechenland, manifestierte sich diese Faszination in der verbreiteten Entwicklung einer peinlich genau ausgearbeiteten Kunst der Rhetorik. Zweitausend Jahre lang war die Rhetorik die umfassendste akademische Disziplin in allen westlichen Kulturen. In ihrer ursprünglichen griechischen Form bezog sich *technē rhetorikē*, ‚die Kunst des Sprechens‘ (gewöhnlich verkürzt zu *rhetorikē*), wesentlich auf orales Sprechen, wenn sie auch als reflektierende, organisierte ‚Kunst‘ bzw. Wissenschaft – wie z. B. in Aristoteles’ *Kunst der Rhetorik* – ein Produkt des Schreibens war und sein sollte. Rhetorik bedeutete zunächst öffentliches Reden oder Deklamieren. Jahrhundertlang blieb sie weitgehend unreflektiert in dieser Bedeutung sogar in literalisierten und die Druckkunst beherrschenden Gesellschaften das Paradigma eines jeden Diskurses, eingeschlossen desjenigen des Schreibens (Ong 1967b, S. 58-62; Ong 1971, S. 27-28). Somit drängte also das anfängliche Schreiben keineswegs die Oralität zurück, sondern bestärkte diese, da es den systematischen Aufbau der Prinzipien oder Bausteine der Deklamation in einer wissenschaftlichen ‚Kunst‘ ermöglichte. Diese stellt ein streng geordnetes Korpus von Erklärungen zur Verfügung, das zeigt, wie und warum die Redekunst ihre diversen Effekte erzielt und wie sie zu diesem Zwecke zu organisieren ist.

Aber die Reden – oder andere orale Kundgebungen –, die als Bestandteile der Rhetorik studiert wurden, waren sicherlich nicht die Reden, welche tatsächlich einst gehalten worden waren. Nachdem eine Rede verklungen war, blieb nichts zurück, was man Studien zugrunde legen konnte. Dafür brauchte man Texte von Reden, die niedergeschrieben worden waren, im Allgemeinen nach ihrem Vortrag, oft sogar lange danach (in der Antike war es ungewöhnlich und ein Beweis für unverzeihliche Inkompetenz, wenn ein Redner von einem vorgefertigten Manuskript wortwörtlich ablas – Ong 1967b, S. 56-58). Somit sind sogar oral dargebotene Reden nicht als solche, sondern als geschriebene Texte studiert worden.

Darüber hinaus und neben der Niederschrift oraler Veranstaltungen produzierte das Schreiben gelegentlich reine Schriftkompositionen zum Zwecke einer direkten Übernahme von der schriftlichen Vorlage. Solche Schriftkompositionen verstärkten noch die Hinwendung zum Text, denn reine Schriftkompositionen entstanden nur als Texte, selbst wenn viele von ihnen eher vorgetragen als im Stillen gelesen wurden, angefangen bei Livius’ *Historien* bis zu Dantes *Comedia* und darüber hinaus (Nelson 1976-77; Bäuml 1980; Goldin 1973; Cormier 1974; Ahern 1982).

2.2 Sagten Sie „orale Literatur“?

Die Konzentration der Forschung auf Texte hatte ideologische Konsequenzen. Durch solche Konzentration bestärkten sich die Wissenschaftler in der oft unreflektierten Annahme, dass orale Verbalisierung wesentlich das gleiche sei wie schriftliche Verbalisierung, mit der sie sich vor allem beschäftigten. Orale Kunstformen, zu welchem Zweck auch immer gebraucht, so dachten sie, seien einfach Texte, die zufällig nicht niedergeschrieben worden waren. Es wuchs der Eindruck, dass orale Kunstformen jenseits der Redekunst (die von geschriebenen rhetorischen Regeln beherrscht wurde) unkünstlerisch seien und seriöser Forschung nicht würdig.

Nicht alle jedoch verharrten bei solchen Annahmen. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an verstärkte sich der Sinn für die komplexen Beziehungen von Schreiben und Sprechen (Cohen 1977). Die unbeirrbar Vorherrschaft der Textualität in der gelehrten Welt demonstriert die Tatsache, dass bis heute keine Konzepte existieren, die orale Kunst sinnvoll als ein eigenständiges Phänomen betrachten, ohne sie, bewusst oder unbewusst, auf das Schreiben zu beziehen. Und dies, obwohl die oralen Kunstformen, die sich während der Jahrzehntausende vor dem Aufkommen des Schreibens entwickelten, offensichtlich keine Verbindung zum Schreiben haben konnten. Wir besitzen den Terminus „Literatur“, der im wesentlichen „Schriften“ bedeutet (lat. *literatura*, von *littera*, der Buchstabe), um ein vorgegebenes Korpus geschriebenen Materials zu bezeichnen – deutsche Literatur, Kinderliteratur –, aber keinen ähnlich nützlichen Terminus, keinen Begriff, der sich auf ein rein mündliches Erbe beziehe, wie etwa auf mündlich tradierte Geschichten, auf Sprichwörter, Gebete, formelhafte Redewendungen (Chadwick 1932-40) oder auf andere orale Produktionen, z. B. der Lakota Sioux in Nordamerika, der Mande in Westafrika oder der homerischen Griechen.

Wie schon gesagt, nenne ich die Oralität einer Kultur, die sich unberührt von jeder Kenntnis des Schreibens oder Druckens entfaltet, „primäre Oralität“. Sie ist „primär“ verglichen mit der „sekundären Oralität“ gegenwärtiger hochtechnisierter Kultur, in der durch Telefon, Radio, Fernsehen und andere elektronische Feinheiten eine neue Oralität entstanden ist, die ihre Existenz und ihr Funktionieren der Schrift und dem Drucken verdankt. Heute existiert kaum noch primäre orale Kultur im eigentlichen Sinn. Jede Kultur besitzt Schriftkenntnisse und einige Erfahrung mit den Auswirkungen des Schreibens. Jedoch bewahren viele Kulturen und Subkulturen, sogar in hochtechnisierter Umwelt, in unterschiedlichem Maße die Bewusstseinsstrukturen der primären Oralität.

Es ist nicht einfach, sich die rein orale Tradition oder die primäre Oralität exakt und substanzvoll vorzustellen. Die Schrift lässt ‚Wörter‘ deswegen den Dingen ähnlich werden, weil wir uns Wörter wie die sichtbaren Zeichen denken, die

Wörter an Dekoder übermitteln. Wir können solcherweise niedergeschriebene ‚Wörter‘ in Texten und Büchern sehen und fühlen. Geschriebene Wörter sind das Bleibende. Orale Tradition besitzt keinen Speicher, kein Depot. Wenn eine oft erzählte Geschichte nicht mehr erzählt wird, besteht sie nur als Möglichkeit in jenen Menschen weiter, die sie noch kennen. Wir (die solche Texte wie den vorliegenden lesen) sind meist so gründlich literalisiert, dass wir uns in einer Situation schwerlich wohlfühlen können, in der sich die Verbalisierung so wenig materialisiert wie in der oralen Tradition. Deswegen – heute geschieht dies erfreulicherweise etwas seltener – hat die vergangene Forschung solch monströse Konzepte entwickelt wie dasjenige der „oralen Literatur“. Dieser widersinnige Terminus kursiert noch heute sogar innerhalb der Wissenschaft und enthüllt immer peinlicher die Unfähigkeit, das Erbe verbal organisierter Materialien zu verwalten. Selbst dann noch verstehen wir sie als Varianten des Schreibens, wenn sie mit diesem nicht das Geringste zu schaffen haben. Der Titel der großen Milman-Parry-Sammlung oraler Literatur (Milman Parry Collection of Oral Literature at Harvard University) stellt eher den Erkenntnisstand einer früheren Forschergeneration zur Schau als denjenigen der jüngeren Kuratoren.

Man könnte (wie Finnegan 1977, S. 16) einwenden, dass der Terminus „Literatur“ zwar primär für Geschriebenes bestimmt gewesen sei, nun jedoch seine Bedeutung auf verwandte Phänomene ausgedehnt habe, wie etwa die traditionelle mündliche Erzählung in Kulturen, welche des Schreibens unkundig sind. Viele ursprünglich spezifizierte Termini sind auf solche Art verallgemeinert worden. Aber Begriffe können ihre Etymologie auf Dauer bewahren. Die Elemente, aus denen ein Begriff ursprünglich gebildet wurde, klingen meist, ja sicherlich immer, in den folgenden Bedeutungen nach, vielleicht dunkel, oft jedoch sehr deutlich und unüberhörbar. Darüber hinaus – wie wir noch genauer sehen werden – ist das Schreiben eine besonders besitzergreifende und ‚imperialistische‘ Tätigkeit mit der Tendenz, sich andere Dinge auch ohne die Hilfe der Etymologie zu unterwerfen.

Obwohl Wörter im oralen Sprechen wurzeln, bannt sie die Schrift für alle Zeit in ein visuelles Feld. Wenn man eine literalisierte Person auffordert, sich das Wort „nichtsdestoweniger“ vorzustellen, wird sie meist (ich nehme sogar an: immer) ein wenn auch vages Bild des buchstabierten Wortes haben und unfähig sein, sich das Wort „nichtsdestoweniger“ nur durch seinen Klang eine Minute lang zu gegenwärtigen, ohne dabei auf das Buchstabengefüge verwiesen zu sein. Eine literalisierte Person, dies ist festzuhalten, kann niemals völlig wiederentdecken, was ein Wort für rein orale Völker bedeutet. Angesichts dieser Dominanz der Literalität scheint es ganz unmöglich, den Terminus „Literatur“ auch auf orale Tradition und Darbietung anzuwenden, ohne diese dadurch auf subtile, aber nachhaltige Art zu Varianten des Schreibens herabzuwürdigen.

Die Vorstellung von oraler Tradition oder vom Erbe oraler Darbietungen, Genres und Stile als „orale Literatur“ gleicht der Vorstellung von Pferden als Autos ohne Räder. Man kann natürlich versuchen, sich dies vorzustellen. Denken wir uns eine Abhandlung über Pferde (für Leute geschrieben, die noch nie ein Pferd gesehen haben), die mit der Beschreibung nicht des Pferdes, sondern des Autos beginnt und somit auf der unmittelbaren Erfahrung des Lesers mit Autos aufbaut. Sie geht darauf zur Beschreibung der Pferde, die sie immer als „radlose Autos“ bezeichnet, über, indem sie den automobilisierten Lesern, die nie ein Pferd sahen, alle Unterschiede in dem Bemühen erklärt, aus der Vorstellung „radloses Auto“ diejenige des „Autos“ herauszuschneiden. So scheint es, als ob der Terminus mit einer rein pferdegemäßen Bedeutung ausgerüstet sei. Anstelle der Räder besitzt das radlose Auto vergrößerte Zehennägel, die man Hufe nennt; anstelle der Scheinwerfer oder vielleicht der Rückspiegel besitzt es Augen; statt einer Lackschicht etwas, das Haar genannt wird; statt Benzin als Kraftstoff frisst es Heu, usw. Am Ende sind Pferde nur noch das, was sie nicht sind. Wie genau und gründlich eine solche apopathische Beschreibung auch immer sein mag, Autofahrer unter den Lesern, die nie ein Pferd gesehen und nur von „radlosen Autos“ gehört haben, haben sicherlich eine falsche und seltsame Vorstellung von einem Pferd. Das Gleiche gilt für diejenigen, die sich mit Termini wie „orale Literatur“, d. h. ‚mündlichem Schreiben‘ befassen. Man kann nicht ohne schwere und lähmende Verzerrung ein primäres Phänomen beschreiben, indem man mit einem späteren sekundären Phänomen beginnt und die Unterschiede unter den Tisch fallen lässt. Wenn man also am falschen Ende beginnt, das Auto vor das Pferd setzt, kann man nie die wirklichen Unterschiede erkennen.

Der Terminus „vorliteralisiert“ ist nützlich und manchmal sogar unentbehrlich. Wird er aber unreflektiert gebraucht, ergeben sich die gleichen Probleme wie mit dem Terminus „orale Literatur“, wenn auch nicht ganz so dringlich. „Vorliteralisiert“ steht für Oralität, für das „primäre Modellierungssystem“ als eines anachronistischen Abkömmlings des „sekundären Modellierungssystems“, das auf jenes folgte.

In Zusammenhang mit den Termini „orale Literatur“ und „vorliteralisiert“ wird auch vom „Text“ einer oralen Äußerung gesprochen. „Text“, abgeleitet von der Wurzelbedeutung „weben“, ist etymologisch tatsächlich eher auf eine orale Äußerung anwendbar als der Begriff „Literatur“, der sich etymologisch auf die Buchstaben (*literae*) des Alphabets bezieht. Den oralen Diskurs dachte man sich selbst in oralen Milieus als ein Weben und Nähen – *rhapsodein*, das befeuerte Reden, bedeutet im Griechischen ursprünglich „Lieder zusammennähen“. Aber wenn Literalisierte heute den Ausdruck „Text“ für eine mündliche Vorführung benutzen, stellen sie sich diesen in Analogie zum Schreiben vor. Im literalisierten Sprachgebrauch repräsentiert der „Text“ einer Erzählung, wie sie vom Mitglied

einer primären oralen Kultur erzählt wird, eine Frühform: wieder das Pferd als ein Auto ohne Räder.

Der gewaltige Unterschied zwischen Reden und Schreiben ist jetzt dargestellt. Wie aber kann eine Alternative für den anachronistischen und widersprüchlichen Terminus „orale Literatur“ gefunden werden? Wir können einen Vorschlag Northrop Fries zur Benennung epischer Dichtung aufgreifen, den er in *The Anatomy of Criticism* (1957, S.248-250, 293-303, dt. 1964) entwickelte, und alle rein orale Kunst mit dem Wort „Epos“ bezeichnen, das die gleiche urindoeuropäische Wurzel, *wekw-*, wie das lateinische *vox* und sein englisches Äquivalent „voice“ (Stimme) hat und somit fest im Vokalen, im Oralen, verankert ist.

Orale Vorführungen würden somit als „stimmliche“ Vorführungen empfunden, was tatsächlich ihr Wesen trifft. Aber die geläufigere Verwendung des Begriffs Epos als (orale) epische Dichtung (vgl. Bynum 1967) würde sich in gewissem Maß mit einer festgefügtten Gattungsbezeichnung überschneiden, die alle oralen Schöpfungen betreffe. Der Begriff „stimmliche Vorführung“ scheint uns zu viele parallele Assoziationen zu erwecken. Falls jemand den Begriff mutig anzuwenden bereit ist, werde ich die nötige Hilfestellung nicht verweigern. Aber wir wären auch dann immer noch ohne einen Gattungsbegriff, der sowohl rein orale Kunst als auch Literatur umschlüsse. Ich werde jetzt eine Praxis fortsetzen, die unter aufgeklärten Menschen üblich ist, nämlich, wenn nötig, zu redundanter Umständlichkeit Zuflucht nehmen – „rein orale Kunstformen“ oder „verbale Kunstformen“ (die sowohl orale Formen als auch schriftlich niedergelegte umfassen würden, sowie alle Zwischenformen) u. a.

Gegenwärtig verliert der Terminus „orale Literatur“ glücklicherweise an Boden, aber vielleicht wird der endgültige Sieg über ihn nie errungen werden. Es ist für die meisten Literalisierten zu anstrengend, sich Wörter völlig losgelöst von der Schrift vorzustellen, selbst wenn die spezialisierte Linguistik oder die anthropologische Forschung dies fordert. Was man auch versucht, die Wörter kommen als geschriebene daher. Ja mehr noch: Wörter vom Schreiben zu trennen, dies bringt eine psychische Bedrohung mit sich, denn das literalisierte Bewusstsein von Sprachkontrolle hängt eng von der visuellen Wiedergabe der Sprache ab. Ohne Wörterbücher, aufgeschriebene Grammatikregeln, Interpunktion, ohne den ganzen Apparat, der Wörter in betrachtbare Dinge verwandelt – wie könnten Literalisierte so leben? Literalisierte Benutzer eines Grapholektes wie des Standard-Englisch können über ein Vokabular verfügen, das hundertmal größer ist als dasjenige irgendeiner oralen Sprache. In einer solch literalisierten Welt sind Wörterbücher unverzichtbar. Es muss geradezu bedrücken, dass man kein Wörterbuch im Kopf hat, dass der lexikalische Apparat ein sehr später Zuwachs zur Sprache ist, dass alle Sprachen ausgearbeitete Grammatiken besitzen, dass sie ihre Regeln ohne die

Hilfe der Schrift entwickeln und dass außerhalb relativ hochtechnisierter Kulturen die meisten Sprachverwender stets sehr gut auch ohne visuelle Übertragungen des mündlichen Klanges auskommen.

Orale Kulturen produzieren in der Tat kraftvolle und schöne verbale Äußerungen von hohem künstlerischen und menschlichen Wert. Mit der Inbesitznahme der Psyche durch das Schreiben wird diese Kunst ihrer Grundlage beraubt. Dennoch könnte das menschliche Bewusstsein ohne das Schreiben niemals seine Möglichkeiten voll entfalten und andere schöne und kraftvolle Schöpfungen hervorbringen. So gesehen muss aus der Oralität notwendigerweise das Schreiben entstehen. Literalität, das werden wir noch sehen, ist unumgänglich für die Entwicklung nicht nur der Naturwissenschaft, sondern auch der Geschichtswissenschaft, der Philosophie, für das erklärende Verstehen von Literatur und Kunst, sowie für die Erklärung der Sprache selbst (einschließlich der oralen Rede). Es gibt kaum noch eine orale Kultur oder eine vorherrschend orale Kultur in der heutigen Welt, die sich nicht der riesigen Ressourcen bewusst wäre, welche ohne Literalität brachliegen müssen. Für Personen, welche in primärer Oralität verwurzelt sind und leidenschaftlich zur Literalität hinstreben, bedeutet diese Erkenntnis ein Verhängnis. Sie wissen, dass der Schritt in die aufregende Welt der Literalität auch bedeutet, schöne und geliebte Dinge aus der frühen oralen Welt zu verlieren. Um weiterzuleben, müssen wir sterben.

Obwohl Literalität ihre eigenen oralen Wurzeln auffrisst und sogar, wenn man nicht sehr aufpasst, die Erinnerung an sie vernichtet, ist sie glücklicherweise unbegrenzt anpassungsfähig. Sie kann auch das Wissen um ihre Wurzeln wiederbeleben. Wir können Literalität benutzen, um das alte, völlig unliteralisierte menschliche Bewusstsein wenigstens einigermaßen zu rekonstruieren, allerdings niemals in vollständiger Weise (wir können nie die Gegenwart gründlich genug vergessen, um in unserem Denken eine Vergangenheit mit allen ihren Zügen wiedererstehen zu lassen). Eine derartige Rekonstruktion kann ein besseres Verständnis davon liefern, was Literalität für die Ausformung des menschlichen Bewusstseins auf dem Wege zu hochtechnisierten Kulturen und dann in ihnen bedeutete. Solch ein Verständnis sowohl der Oralität als auch der Literalität will dieses Buch, das natürlich ein literalisiertes Werk ist und keine orale Darbietung, in gewissem Maße befördern.

Oralität und Literalität

Die Technologisierung des Wortes

Ong, W.J.

2016, XXVIII, 190 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-10971-4